

LÖCHER IM NETZ

Bernd Hans Martens



All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Achter Verlag, Weinheim
www.achter-verlag.de
ISBN 9783981767469
Titelgestaltung: Lisa Brune, Wismar
Satz: Röser Media, Karlsruhe
Druck: MCP, Marki

Ich saß am Küchentisch und ließ noch etwas Zeit vergehen. Was mir immer gut gelang. Ich träumte von *Nautilus*, einer Riesenkrake, der einzigen auf der Welt. Und die gehörte mir ganz allein.

„Was machst du da eigentlich, Jörn?“ Meine Mutter sah mir über die Schulter aufs Schulheft. Wir sollten drei Reihen mit Achten schreiben. „Das sind ja alles kleine Schneemänner geworden, großer Bauch und kleiner Kopf. So sehen doch keine Achten aus!“

Sie legte den Rührloßel neben die Schüssel und setzte sich zu mir an den Küchentisch. Dann führte sie meine Hand mit dem Stift, bis es mir gelang, die erste Acht meines Lebens zu schreiben. Mutter nahm wieder den Rührloßel, ließ ihn aber sofort fallen, als die Erkennungsmelodie kam, und stürzte zum Radio.

„Der Seewetterbericht!“

Es war bereits nach ein Uhr mittags. Aber noch liefen die Nachrichten. Meine Mutter atmete auf. Nun hieß es: „Keinen Mucks mehr!“ Man durfte ihr jetzt nicht in die Quere kommen. Denn vom Seewetter hing unser Dasein ab. Ja-doch! Und nichts Geringeres, meinte jedenfalls meine Mutter. Wenn der Seewetterbericht gut ausfiel, also bis zu sechs Windstärken, nickte Mutter dem Radio freundlich zu. Bei Windstärke vier oder darunter konnte ich sie mit Erfolg nach etwas Geld für einen *Salino* fragen. Nur ab Windstärke sechs oder mehr blieb das Radio eingeschaltet und etwas geschah mit ihr. Mutter redete dann kaum noch, ziellos lief sie in der Wohnung hin und her, nur um bald wieder vor dem Radio zu stehen. Wurde Musik gespielt, drehte sie es ganz leise. Wenn die Nachrichten und der Seewetterbericht kamen, horchte sie auf. Dann war ihr der Sprecher allemal wichtiger als ich. Was mir überhaupt nicht gefiel. Ich begann erneut, Schneemänner statt Achten zu malen. Schon setzte sich Mutter wieder zu mir an den Küchentisch. Das Wetter über der Nordsee schien also ganz erträglich zu sein.

Mein Vater war Fischer. Hochseefischer, verbesserte mich Mutter. Und sie wusste auch, wo Vater sich jetzt befand, obwohl die Nordsee so groß ist. Über der *Doggerbank* fischten sie, einem riesigen flachen Unterwasserrevier, wo die Schollen und Seezungen lebten. Der Fischkutter hieß *GORCH FOCK*. Und mein Vater war einer der sechs Seemänner an Bord.

„Steuermann!“, sagte Mutter.

Ja, das war er! Der einzige Steuermann an Bord. Doch auf dem Schiff fuhren zwei Kapitäne. Das war einmalig auf der ganzen Welt: Ein Schiff mit zwei Kapitänen!

„Das sind die Eigner, Jörn.“

Ja, einer davon war mein Großvater. Eigner und Fischkutterkapitän. Und der andere war ebenfalls Eigner und Kapitän.

„Richtig!“, Mutter nickte mir zu. „Und? Aus wie vielen Männern besteht die Besatzung, wenn noch drei Matrosen und ein Schiffsjunge an Bord sind?“

Ich begann mit den Fingern zu zählen. Das sollte ich aber nicht. Ich musste es schriftlich machen. Es klappte gut, denn eine Acht war nicht dabei.

Es klingelte. Das wurde auch Zeit, sonst würde etwas fehlen, denn es klingelte den ganzen Tag. Manchmal stand jemand mit einer Tasse vor der Tür. Die Nachbarin brauchte etwas Öl zum Braten und das Ei gleich dazu. Und während Mutter die Ölflasche hervorkramte, wollte man die Zeit nicht nur mit Suchen und Warten verbringen. Gab es doch so viel zu bereden! Viele Frauen in unserem Aufgang waren Hausfrauen und sie nahmen sich Zeit für das, was sie *Klimapflege* nannten. Ich hörte immer gerne zu, zum Beispiel, wenn eine Nachbarin erzählte, dass Wilhelm Kalchert, unten rechts, demnächst sein 25-jähriges Jubiläum hätte. Und von Beginn an sei er auf der Werft dabei gewesen, als Nieter, später als Schweißer. „Das musst du dir mal

vorstellen, Hanna! Erst hat er sich die Ohren fast taub genietet, und dann die Augen verblitzt.“

Heute stand Frau Leitner im Türrahmen und brachte eine Schale mit Äpfeln vorbei. In der anderen Hand hielt sie einen leeren Messbecher. Ob Mutter Sago im Haus habe? Die Zeit zum Einkauf habe sie leider nicht mehr gehabt, hörte ich Frau Leitner sagen, denn schon gleich werde ihr Mann zum Mittagessen von der Werft kommen. Mutter wisse ja, sagte die Nachbarin, die Pause auf der Werft sei knapp, nur eine halbe Stunde, einschließlich ganzer fünf Minuten allein für den Hinweg, und dann zurück – aber mit vollem Magen.

„Das kriegen wir schon hin!“, rief Mutter.

Den Tonfall kannte ich. Es hörte sich an, als müsste ich jetzt die verbleibende Zeit für das Mittagessen des Schiffbauers Leitner ausrechnen. Ich machte, dass ich zum Klo kam. Dort war Ruhe, was immer auch geschah.

Am Nachmittag spielten wir Fußball. Ich hatte die Wahl, entweder im Tor zu stehen oder nicht mitzuspielen. Da waren sich die Mitspieler einig. Und zwar für alle Zeit, hieß es. Nun ja, ich hätte eben andere Qualitäten, sagte Mutter. Doch ich erfuhr nie, welche. So stand ich unter der Teppichstange auf dem Hof und hatte keine Chance, jemals besser Fußball spielen zu lernen.

Gut war es, wenn es bald zu regnen begann, dann durfte ich vorzeitig zurück nach Hause kommen. Wie sonst nur bei Sturmflut, Gewitter, Dunkelheit und Verletzung. Diese Regel musste auch nur eingehalten werden, wenn Vater zu Hause war. Also selten. Ein Junge muss raus und die Welt entdecken, sagte er. Aber nur vom Kap-Horn-Weg bis zum Sandberg, steckte Mutter sogleich meine Welt ab. Denn an der Entwässerungsschleuse am Werftkanal hätte ich nichts zu suchen. „Gar nichts!“, rief sie und ihr besorgter Blick wurde zu einem dicken Ausrufungszeichen.

Wir wohnten in der Nähe des Ausrüstungskais der Deutschen Werft. Wir konnten die dicken Pötte wachsen sehen. Und auch hören: Die Nieter. Die Stemmer. Die Hauer. Und abends veranstalteten die Schweißer mit ihren Lichtbögen ein kaum endendes Feuerwerk.

Wir wohnten im Kap-Horn-Weg. Es hieß nicht nur so, es war auch wie am Kap Horn: stürmisch. Besonders im Herbst und Frühjahr. Manchmal auch orkanisch. So stellte ich es mir vor, dort unten, wo Südamerika zu Ende ist. Dann hieße es für mich, unter Deck zu gehen, sagte Vater. Also zu Hause bleiben, denn die Gefahr, andernfalls einen Dachziegel auf den Kopf zu kriegen, sei nun groß.

Wieder klingelte es, lange und heftig. Ein Mann in dunkelblauer Uniform stand vor der Tür. Er übergab Mutter einen gelben Zettel und machte, dass er wegkam. „Ein Telegramm!“, rief Mutter und sie hatte plötzlich gerötete Wangen und Runzeln auf der Stirn. Sie riss den Umschlag in einem Rutsch auf. Halblaut las sie: SIND IN CUXHAVEN –STOP- ZU MARKT GEGANGEN –STOP- HEUTE NOCH AUSLAUFEN –STOP- THUNFISCHE IN NÖRDLICHER NORDSEE GESICHTET –STOP- DIE GANZ GROSSEN –STOP- UND GRUSS DEIN WONNI.

„Falsch!“, rief ich. „Papa heißt nicht Wonni. Er heißt Jonni!“

Mutter lächelte in sich hinein, und las noch einmal das Telegramm.

„Nördliche Nordsee?“, fragte ich. „Wo ist das?“

Sie sah auf, ihr Blick wurde immer besorgter. „Das ist ganz weit oben, fast zum Polarmeer hin!“

Ich erschrak. „Nordpol?“

„Nein-nein! Aber dort, wo Europa zu Ende ist.“

Sie ging wieder zum Herd und pickte die Kartoffeln mit dem Schälmesser an.

„Wir brauchen endlich ein Telefon“, sagte Mutter in den Küchendunst hinein. Sie drehte die Gasflamme kleiner, nahm mich

an die Hand und wir gingen ins Wohnzimmer. Sie holte den Atlas hervor und zeigte mir, wohin die Reise des Fischkutters *Gorch Fock* gehen sollte. Mutter sagte, dass es dort oben am Rand des Eismeeres manchmal, aber nicht immer, den Großen Thun gab.

„Schweinsgroß, du könntest darauf reiten!“ sagte Mutter. Und sie zog den Finger über die Karte vom nördlichen Norwegen bis weit über Schottland hinaus.

„Wenn Papa zurückkommt, wird er dir davon erzählen.“

„Und wenn die Netze reißen?“

Ich wusste, wenn einem Fischkutter die Netze rissen und mitsamt dem Fanggeschirr, also den Scherbrettern und Kurrleinen, *achteraus gingen*, wie Vater es nannte, dann war das ein gewaltiger Verlust.

Mutter schüttelte den Kopf. „Der große Thun wird geangelt. Deshalb sind sie ja in Cuxhaven, um sich die Gerätschaften auszuleihen.“ Sie blickte stumm und lange auf die große blaue Fläche im Atlas. „Er hat noch nicht mal sein dickes Wollunterzeug mit“, hörte ich sie sagen.

Es klingelte. Ich rannte zur Tür, Hosse Rottgardt stand dort.

„Kommst du?“

„Ja-ah!“

Schon stand Mutter neben mir. Sie schüttelte den Kopf. Sie sagte, dass Mittagessen sei gleich fertig, fragte, wo wir denn hinwollten. „Zum Sandberg“, antworteten Hosse und ich gleichzeitig. „Burgen bauen.“

Mutter erlaubte es: „Aber erst wird gegessen!“

„Ich komm dann gleich nach“, rief ich Hosse hinterher.

Während des Essens ermahnte mich Mutter erneut, nicht auf die Entwässerungsschleuse des Werftkanals zu gehen. „Dort ist es sehr tief. Wenn du reinfällst und es ebbt, dann wirst du in den Kanal

getrieben und ertrinkst. Und bei Flut drückt dich das einlaufende Wasser in die Schleusenröhre und du erstickst!“

Sie sah mich lange an, so als suche sie noch nach einer weiteren Methode, wie ein Kind hier am Werftkanal ums Leben kommen konnte.

„Vier Züge kann ich schon! Manchmal auch fünf.“

„Das reicht noch lange nicht!“ Sie sah mich mit besorgtem Blick an. „Erinnere dich, Jörn, der Junge Brix Hansen ist vom Kutter seines Vaters über Bord gefallen und nie wieder aufgetaucht!“

„Der konnte aber nicht richtig schwimmen!“

„Ja, eben! Pass auf! Niemals darfst du den Grund unter deinen Füßen verlieren!“

Auf der Entwässerungsschleuse war es immer am interessantesten, wenn die größeren Jungs mit einem Wurfnetz kamen. Die zogen dann einen lebendigen Silberschatz aus dem Wasser. So sah es aus, denn es wimmelte hier von Stickeln, die eigentlich Stichlinge hießen. Auch Krebse, die aber Wollhandkrabben hießen, gab es hier zuhauf, man brauchte nur einen größeren Stein aufzunehmen, schon krabbelten sie hervor, um ins tiefere Wasser davonzukommen. Währenddessen hatte Batze, ein Junge aus dem *Dampferblock*, von dem ich immer etwas Abstand hielt, ein Feuer angezündet. Der Dampferblock hieß so, weil er sich in der Nähe des Fährschiffanlegers Finkenwerder befand. Zwischen uns *Kap-Hornern* und den Jungs vom Dampferblock gab es oft Reibereien. Heute aber spießten wir gemeinsam ganz friedlich die gefangenen Stickel durch die Augen auf eine Fahrradspeiche und hängten sie über die Flamme. „Dann sind sie schon tot, bevor sie merken, was los ist“, sagte Batze jedes Mal.

„Kopf und Schwanz ab!“, hieß es bald. Die Stickel schmeckten vielleicht auch nur, weil es das einzige Nahrungsmittel war, das wir selbst hervorbrachten. Von den geklauten Äpfeln einmal abgesehen.

Als ich auf dem Sandberg ankam, hatte Hosse Rottgardt schon angefangen, sich eine Burg zu bauen: eine Sandaufschüttung und dahinter versteckten wir unsere Kanonen kleine Häufchen, mit den Händen geformt, ein Stöckchen reingesteckt. Fertig war die Festung. Ich legte meine Burg mit einigen Metern Abstand direkt vor Hosses an, ebenfalls mit zehn Kanonen. Die Schlacht konnte beginnen. Wir nahmen einen schweren Stein und feuerten auf die gegnerische Burg. Der Stein flog hin und her. Wer am meisten Treffer machte, also Kanonen platt machte, war der Sieger.

Ich hatte bisher nur drei Kanonen verloren, als Hosse vortrat und seine eigene Burg zerstörte. Das war unfair! Ich sollte also nicht erfahren, wie viele Kanonen er bereits verloren hatte. Er kenne da ein viel besseres Spiel, rief er und grinste. Diese Art zu grinsen konnte ihm niemand nachmachen, es begann auf einer Gesichtshälfte und ging dann langsam auf die andere über. Im Dämmerlicht konnte man schon Angst davor bekommen.

„Weißt du, wenn bei Ebbe die Steine am Kanalrand vom Wasser freigelegt sind“, sagte Hosse, „schnappen wir uns die Krebse und dann ...“ Er verzog jetzt sein Gesicht zu einer Fratze, als wäre schon Dämmerlicht. „Und dann, heute Abend, schieben wir die Viecher durch den Briefkastenschlitz in der Tür vom ollen Zunehmer.“ Er schnaubte vor Vorfreude. „Und sollst mal sehen, dann laufen die Dinger die ganze Nacht, tap-tap, in seinem Briefkasten rum. Ein Gespenstergeräusch! Tap-tap! Und der blöde Hausmeister und Kinderhasser Zunehmer wird noch doof, als er schon ist.“

Mir gefiel die Idee. Herr Zunehmer wohnte unten links. Wenn man ins Treppenhaus kam, musste man zuerst bei ihm vorbei. Mit dem Ball

aufditschen reichte schon, um ihn vor die Tür zu treiben. Sofort polterte er los. – Der mache auch nicht weniger Lärm als die Kinder, nur seltener, war Mutters Kommentar dazu.

Am Flutsaum des Kanals fanden wir einen leeren Farbeimer. Und schon ging es auf Krebsjagd; zwischen den Steinen hielten sie sich auf. Man musste die Krebse mit Daumen und Zeigefinger am hinteren Panzer anpacken, dort kamen sie mit ihren Kneifern nicht hin. Das hatte mir Vater beigebracht. Manchmal brachte er Taschenkrebsen mit, die konnte man aber nicht in die Tasche stecken, so groß waren die. Es war Beifang, wie auch alte Seestiefel oder zerbrochenes Geschirr und was sonst noch alles über Bord gegangen war. Die Taschenkrebsen seien eine Delikatesse und würden entsprechend gut bezahlt, aber sie würden um ihr Leben kämpfen und dabei Löcher in die Netze kneifen. Sie anzufassen, traute ich mich jedenfalls nicht.

Als die Werftsirene um fünf Uhr den Feierabend ankündigte, gingen auch wir nach Hause. Machten aber noch einen Abstecher zur *Asche* hin. Das war eine ehemalige wilde Müllkippe. Die *Asche* befand sich am Ende des Sandbergs, schon fast verschüttet. Und bei der nächsten Elb-Ausbaggerung, hieß es, werde das Baggergut auch die *Asche* vollkommen verschwinden lassen. Schade, dachte ich. Dort waren schon Rollschuhe, ein Schlitten und sogar ein Kindersarg gefunden worden. Und alles noch gut zu gebrauchen. Nur heute gab es nichts Interessantes zu entdecken.

Zu Hause am Kap-Horn-Weg angekommen, schllichen wir an der Wohnung des Hausmeisters Zunehmer vorbei und weiter ungesehen bis zur oberen Bodentreppe. Dort stellten wir den Eimer mit den Krebsen ab. Hosse wollte sie später in Zunehmers Türbriefkasten

werfen. Er wisse schon, wie er sie durch den engen Schlitz in der Tür kriege. „Und dann in der Nacht“, sagte er, „wenn die Viecher loskrabbeln ...!“ Sein Grinsen ließ mich schnell wegsehen, es sah nun ziemlich scheußlich aus. Aber seine Idee gefiel mir.

Nach dem Abendbrot spielte ich noch eine Runde mit dem Floh-Spiel, dann ging es ab ins Bett. Ich konnte lange nicht einschlafen, malte mir aus, wie Herr Zunehmer reagieren würde. Vielleicht würde er denken, ein Einbrecher käme, um ihm die Brille zu klauen, dann könnte er jedenfalls uns Kinder nicht mehr auseinanderhalten. – Viel später wachte ich vom Radio auf; ich wusste, Mutter hockte davor und hörte den mitternächtlichen Seewetterbericht. Danach würde sie ins Schlafzimmer kommen, es sei denn, die gemeldeten Windstürken lägen über der Zahl sechs. Dann würde sie noch stundenlang in der Küche hin und her laufen, denn ins Wohnzimmer konnte sie nicht, dort schlief mein Bruder Gert auf dem Sofa. Er durfte nicht gestört werden, musste er doch früh aufstehen, um mit der Fähre über die Elbe in die Stadt zu fahren. Dort ging er zur Oberschule, und darauf war Mutter mächtig stolz. Das hörte ich schon daran, wie sie es aussprach: OOOH-berschule!

Einige Tage später, ich kaute noch an meinem Frühstück, da klingelte es. Länger und auch lauter als sonst. Zunehmer! dachte ich. Jetzt gibt es Krach. Und Zunehmer wird nicht Ruhe geben, bis man mir eine gerechte, aber fühlbare Strafe aufgebrummt hat. Ausgerechnet heute, wo Vater doch kommen sollte! Denn ich wusste, Erwachsene untereinander neigten dazu, gegenüber Kindern immer im Recht zu sein. Einfach so. Mutter ließ das Brotmesser aufs Brett fallen, fuhr sich mit beiden Händen übers Haar und eilte zur Tür. Ein riesiger Seesack stand auf der Fußmatte, dahinter Vater. Meine Eltern fielen übereinander her. Drückten und zerrten aneinander, gaben schrille Laute von sich, bis sie es endlich in die Küche geschafft hatten.

„Da bist du ja endlich, Hein Mück!“, sagte Vater, nahm mich in seine Arme und rief: „Hiev op!“ Schon hob er mich an und setzte mich hoch oben auf den Küchenschränk. Dort war ich noch nie. „Und nicht vergessen, immer den Kurs halten, Smutje!“

Wir aßen zu Mittag. Ich fragte Vater nach den Thunfischen, doch er machte ein verdrießliches Gesicht. Der Große Thun, hausschwein groß, wie kurz vor dem Schlachten, so groß, sagte er und breitete seine Arme aus, doch der sei sehr schnell durchgezogen, dort oben am Ende der Nordsee. Sie seien zu spät gekommen. Nur zwei Nachzügler, nicht ganz so große Exemplare, wohl eher schon geschwächte Tiere, hätten sie an der Angel gehabt. Und die Preise auf der Cuxhavener Fischauktion seien halbwegs gewesen, sagte er. – Was das bedeutete, musste ich raten: halbwegs gut oder halbwegs schlecht?

„Nun denn!“, rief Vater und schob mir mit abwinkender Hand den Bratenduft ins Gesicht.

Beim Mittagessen saß ich ganz nah neben ihm. Seine Hände waren nicht nur groß, es steckte auch viel Kraft darin. Er erzählte von der hellgrünen See über der Doggerbank. Und ich erfuhr, was es hieß, wenn die See ihre Farbe ins Blaue wechselte: dann wurde das Wasser tiefer. Doch die Schollen und Seezungen bevorzugten die flachen Stellen.

Beim Nachtisch vernahm ich ein nie zuvor gehörtes Geräusch. Eine Art Kratzen kam aus der Herdecke. Und ich sah, wie sich der Topfdeckel von dem großen Kochtopf anhob, wieder zurückfiel, erneut hob. Ich erschrak, Finger griffen über den Topfrand. Ich schloss ganz kurz die Augen, danach war nichts weiter zu sehen als der Kochtopf. Das konnte nicht sein! Aber ich hatte es doch gesehen! Was war mit mir? Dann plötzlich: Der Topfdeckel hob sich erneut, kurz nur, schon waren die skelettartigen Finger verschwunden. Ich schrie auf, wies zum Herd hin. Vater lachte, stand auf und nahm den Deckel

vom Topf. Es waren Taschenkrebse in ihrem Todeskampf, drei Stück passten gerade eben in den großen eisernen Topf. „So!“, sagte Vater, „jetzt müssten sie gleich gut sein!“

Und ich sah: Alles Leben war aus den Tieren gewichen. Was sollte denn daran gut sein?

„Du hättest sie vorher töten sollen, Wonne!“

Vaters Nasenrücken legte sich in Falten, wie immer, wenn ihm etwas missfiel. „Dann müsste ich den Krebsen ein Loch in den Panzer schlagen. Und ihr Fleisch wäre verwässert und versaut!“

Vater nahm die toten Tiere aus dem Topf. Einen Krebs legte er zur Seite, den sollte seine Cousine bekommen, die Mutter manchmal bei der großen Wäsche half, Vaters dickes, schweres Wollunterzeug zu bearbeiten. Nach dem Abkühlen riss er den anderen Krebsen die Kneifer ab, dann alle acht Beine. Die Beine bekam ich zum Auslutschen. Doch viel Geschmack fand ich daran nicht. Vater öffnete den Krebspanzer von der Unterseite und löffelte das Fleisch heraus. Es kam in eine Glasschale, Salz und Öl dazu, nun ließ er uns probieren.

„Mmmhh-!“, sagte Mutter und schloss die Augen. „Wird das ein Festessen heute Abend.“

Ich durfte mir die Kneifer nehmen. Die konnte ich gut eintauschen gegen Glasmurmeln, die großen mit den hübschen Farbschlieren darin.

Nach dem Essen ging ich gleich zum Bolzplatz an der Stirnseite unseres Hauses zwischen Teppichstange und Kellereingang. Und so hieß es auch: unser Teppichstangen-Stadion. Hosse Rottgardt saß schon auf der Eisenbrüstung. Er sah sich die Kneifer an, bewegte das Gelenk. Dann bot er mir einen Dietrich dafür an. Damit könne man jede Tür öffnen, sagte er und griff in seine hintere Hosentasche. Eine ganze Hand voll von den Dingern zeigte er mir.

„Drei Kneifer für einen Dietrich!“

„Niemals, dann bleibt mir nur noch einer!“ Ich schüttelte den Kopf. Hosse zuckte mit den Schultern. Doch so ein Türöffner reizte mich schon. Damit würde ich überall reinkommen. Ich wusste nicht, dass man mit einem Dietrich gar keine abgeschlossenen Türen öffnen konnte. Nach langem Hin und Her ging ich auf Hosses Angebot ein. Doch schon bald war ich enttäuscht, denn eigentlich war es nur ein dickes Stück Eisendraht mit Schlaufe, dessen anderes Ende zu einem Haken gebogen und breit geschlagen war.

Herbert kam hinzu, heute einmal ohne Ball. „Wenn du mir den anderen Kneifer gibst, kannst du ab sofort hier im Teppichstangen-Stadion mitbolzen. Für immer und alle Zeit! Willst du?“

Sein Angebot konnte ich auf keinen Fall ausschlagen. Dann gehörte ich endlich dazu. Denn oft wollte mich keine Mannschaft bei sich haben. Ich spiele Fußball wie die Elefanten, hieß es. Als ich abends wieder zu Hause war, fühlte ich mich wie Hans-im-Glück. Nicht lange, denn der hatte am Ende immerhin noch einen Wackerstein.

Zum Abendessen gab es Krebsfleisch auf Vollkornbrot. „Ein Festessen“, sagte Mutter. „Belegt euch das Brot gut, das Krebsfleisch muss heute noch gegessen werden. Bis morgen hält es sich nicht!“ Mein Bruder meinte es zu gut. Aber nur mit sich selbst, sagte Vater. „Jeder kriegt hier den gleichen Teil! Verstanden?“ Gert und ich nickten und stopften uns noch schnell den Mund voll.

„Im Alten Land hat sich schon mal jemand den Mund so voll gerammt, dass es ihm aus der Nase wieder rauskam“, sagte Vater. „Und dann hat er es sich gleich wieder in den Mund gestopft, und so hatte er immer was zu naschen.“

„So! Nun aber mal ein anderes Thema!“, rief Mutter dazwischen.

Vater nickte. „Morgen wird der Kutter ausgerüstet. Brennstoff bunkern, mit Proviant ausrüsten, Eis übernehmen. „Morgen schon?“

Mutters Augen weiteten sich, wie immer, wenn sie traurig wurde.
„Ich dachte ...!“

„Hanna, erst übermorgen dampfen wir los.“

Das war auch so ein Vaterwort: losdampfen.

„Es ist Schollenzeit, Hanna, vergiss es nicht!“

„Kann ich dann morgen mit zum Eisbunkern nach Altona, Papa?“

„Wenn du bis um halb zehn an Bord sein kannst, dann gerne.“

„Halb elf kann ich! Wir haben morgen nur Rechnen und ...“

„Dann leider nicht!“

„Mit dem Zeichnen kann ich heute noch anfangen.“

„Thema beendet!“, rief Vater.

„Ein anderes Mal“, sagte Mutter.

„Und wenn du älter bist, machst du in den Sommerferien eine Fangfahrt mit“, sagten sie alle beide abwechselnd und seit Jahren schon.

Zum Trost erzählte Mutter mir wieder einmal die Geschichte von der Schiffstaufe. Mein Großvater hatte damals den Fischkutter bauen lassen, einen Hochseefischkutter. Und der wurde nach einem Dichter von unserer Elbinsel Finkenwerder benannt: GORCH FOCK. Der lebte aber schon lange nicht mehr. „Geblieben“, sagte Vater immer, wenn einer auf See ertrunken war. Geblieben eben. Das hörte sich an, als wenn der Überbordgefallene sich noch etwas länger in der Gegend dort umschauen wollte. Der gebliebene Dichter hatte also nicht mehr die Flasche gegen den Schiffssbug werfen können. Das hatte dann seine Tochter übernommen.

Immer wenn Mutter so weit gekommen war, wollte ich das Foto vom Stapellauf des Fischkutters sehen. Mutter holte es aus der obersten Schublade des Wohnzimmerschrankes. Fünf dunkel gekleidete Männer grüßten oben vom Bug mit gezogenem Hut zur Taufpatin